

Aus fremden Zungen

Halbmonatsschrift für die
moderne Roman- und Novellen-
Litteratur des Auslands

Erster Jahrgang ❖ ❖ ❖ Zweiter Band



Stuttgart und Leipzig

1901

Deutsche Verlags-Anstalt



◊ ◊ ◊ ◊ ◊ Halbmonatsschrift ◊ ◊ ◊ ◊ ◊
 für die moderne Roman- und Novellenliteratur
 ◊ ◊ des Auslands. ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊

Die Drei.

Roman von

Maxim Gorjki.*)

Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner.

I.

Innichten der Merkschenzer Wälder sind viele einsame Gräber zerstreut; dort verweisen die Gebeine von Greisen, von Männern der alten Gottesfurcht; von einem dieser Greise, von Antipa, wird in den benachbarten Dörfern folgendes erzählt:

Der reiche Bauer Antipa Lunjew war rauh geartet; als er in den Sünden der Welt sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte, verfiel er in tiefes Nachdenken, seine Seele wurde von Sehnsucht erfüllt, er verließ die Seinen und ging in die Wälder. Dort zimmerte er sich am Rande eines steilen Abhangs eine Hütte zurecht und lebte darin acht Jahre lang, im Winter wie im Sommer, ohne irgend jemand zu sich hereinzulassen, weder seine Bekannten noch seine Verwandten. Manchmal stießen Menschen, die sich im Wald verirrt hatten, zufällig auf seine Hütte und sahen, wie Antipa an deren Schwelle betend kniete. Er sah furchtbar aus, vom Fasten und Beten war er ausgetrocknet und war wie ein Tier ganz mit Haaren bewachsen. Wenn er einen Menschen bemerkte, erhob er sich und verneigte sich vor ihm schweigend bis zur Erde. Wenn man ihn fragte, wie man aus dem Wald herausfinden könnte, zeigte er ohne Worte mit der Hand den Weg, verneigte sich wieder bis zur Erde, ging in seine Hütte und verschloß sich darin. Im Zeitraum von acht Jahren hatte man ihn oft gesehen, doch nie hatte jemand seine Stimme gehört. Seine Frau und

seine Kinder kamen zu ihm; er nahm von ihnen Nahrung und Kleider an, wie vor allen Menschen verneigte er sich vor ihnen, doch wie zu allen Menschen sprach er auch zu ihnen während der ganzen Zeit seines Einsiedlertums kein Wort.

Er starb in dem Jahr, als die Einsiedeleien zerstört wurden; seinen Tod beschrieb man folgendermaßen:

Der Polizeichef kam mit Soldaten in den Wald, und sie sahen, daß Antipa in der Mitte seiner Hütte kniete und lautlos betete.

„Du!“ rief ihm der Polizeichef zu, „geh weg! Wir werden deine Höhle demolieren . . .!“ — Doch Antipa hörte seine Stimme nicht. Und so viel der Polizeichef auch schrie, er bekam von dem Greise kein Wort zur Antwort. Da befahl der Polizeichef, Antipa aus der Hütte herauszuschleppen. Doch als die Leute den Greis sahen, der, ohne sie zu bemerken, inbrünstig und unermüdet betete, wurden sie durch seine Seelenstärke verwirrt und gehorchten nicht. Da befahl ihnen dieser, die Hütte niederzureißen, und sie begannen vorsichtig, voller Furcht, den Betenden zu verlegen, schweigend das Dach zu lockern. Ueber Antipas Kopf dröhnten die Hacken und knarrten die Balken, die zu Boden fielen, das laute Echo der Schläge hallte durch den Wald, die durch den Lärm aufgeschreckten Vögel in der Nähe der Hütte flogen ängstlich hin und her, und das Laub auf den Bäumen begann zu zittern. Und der Greis betete

*) Ueber Gorjki vergl. Jahrgang 1900, S. 1006; 1901, S. 671.

Das Ross galoppiert am Strande der Flut,
Meteorgleich strahlt sein lieblicher Reiter.
Ich rufe . . . wir zwei verständen uns gut!
Er hört mich nicht mehr, sprengt weiter und weiter . . .



Georges Rodenbach.

I. In den Augen.

Wie oft mein Antlitz taucht' ich in die stille Flut
Von stillen Augen nach der letzten Abendglut;
Ihr Schweigen wiegte mich zu unbekanntem Strande.
Leicht fühlte sich und nackt und frei vom Körperbände
Da meine Seele, ganz von aller Schwere frei;
Kein Silberkreis ringsum, wie ihn in andern Wogen
Ein Windhauch schon erregt, der, wie ein Adlerschrei,
Sich allgemach verliert in immer weitem Wogen.

Doch ewig unbewegt bleibt dieser Augen Flut.
Und meine Seele schwimmt in ihnen, schwimmt und ruht,
Blauer Unendlichkeit beseligt hingegeben;
Sie wird ein lichter Brand, ein Duft, ein Windesweben,
Und eine Blume dann; die Woge fühlt sie nicht,
Weiß nicht, wie lang sie blüht, die weiße Wasserrose . . .
In Augen badet so sich meine Seele licht
Vom Schminke-rot und lebt, entflohn dem Todeslose.

2. Regen in der Seele.

Nun kam die Zeit, in der eintönig ohne Ende
Ein grauer Regen unsre Seele überfließt.
Dies ist der wehen Seele Herbstes-sonnenwende.
Was soll die Sonne noch, wo Leid an Leid sich schließt,
Die gute Sonne auf den goldlamierten Scheiben?
April ist längst dahin, die Jugend sollte bleiben?
Nur Regen, der den Rauch auf allen Dächern tränkt,
Der sonst zur Fremde flog, nun matt sich niedersenkt.

Man fühlt: nicht eine Freude ist zurückgeblieben!
Wozu denn wieder leben, wieder träumen, lieben?
Was nützt es mir, wenn ich ins Horn noch einmal stoß'
Der Ton durchstreicht den Regen, niemand wird ihn inne,
Der müde Ton durchhört den Regen wie ein floß.
O, dieser Regen in uns ist wie eine Spinne,
Die unerschöpflich, tief in unsrer Seele Grund,
Ein feucht Gewebe spinn't aus langen Wasserfäden.
O, dieser Regenflor, o, diese Nebelheden!
Und dichter noch wird das Gewebe Stund' auf Stund'!
Die Seele schmerzt . . . es wird so spät . . . und so ver-
lassen . . .

Und regnen hört die Seele fern in ihren Gassen . . .



Albert Giraud.

I. Enthauptung.

Der Mond, ein Säbel scharf und blank,
Auf einem dunklen Seidenkissen,
Krümmt sich in stolzen Finsternissen
Des Himmels, so grotesk und krank.

Ein Pierrot, sehr lang und schlank,
Bestarrt, den Mund weit aufgerissen,
Den Mond, den Säbel scharf und blank
Auf einem dunklen Seidenkissen.

Er stürzt aufs Knie, sein Frohmut sank,
Ihm ist, im schwarzen Ungewissen
Gemartert von Gewissensbissen,
Als köpfe ihn — der letzte Schwank! —
Der Mond, ein Säbel scharf und blank!

2. Der Dichter.

Ein großes Kreuz nur ist die Leier,
Der Dichter stirbt den Kreuzestod,
Geblendet schon und noch bedroht
Von scharfen Schnäbeln wilder Geier.

Er beut dem Schwert zu roter Feier
Sich selbst, wie er ihm alles bot.
Ein großes Kreuz nur ist die Leier,
Der Dichter stirbt den Kreuzestod.

Auf seine Seele sinkt ein Schleier;
Wie eine Königskrone loht
Ams Haar ihm stolz das Abendrot:
So stirbt er, fern dem Lärm der Schreier.
Ein großes Kreuz nur ist die Leier.



Das junge Belgien.

Skizze von Otto Hauser (Wien).

Wenn man die modernen Bewegungen in Kunst und Litteratur zu ihrem sichtbaren Ursprung zurückverfolgt, kommt man stets zu den Praraffaeliten und ihrem ersten Vertreter Dante Gabriel Rossetti. Dieser wunderbare Geist voll südlichen Feuers, aber nordisch geschult, hat eine Kunst in Farben und Worten aus sich herausgeboren, die etwas durchaus Neues war. Ihm zur Seite standen William Morris und Burne-Jones, beide viel bekannter als ihr Meister. Sie erhoben zuerst das Gewerbe zur Kunst und führten durch ihre Tapeten, Stoffe, Möbel und Glasfenster die neue Richtung dem allgemeinen Verständnis entgegen. Bald fanden die einzigartig geschmackvollen Gegenstände auch auf dem Festlande Bewunderer und leider meist sehr geschmacklose Nachahmer. Am selbständigsten blieben bei größter Beeinflussung die Belgier, die in Henry van de Velde einen den zwei großen Engländern ebenbürtigen Künstler besitzen. Ebenso geht die belgische Dichtung, die erst im letzten Vierteljahrhundert zu weltlitterargeschichtlicher Bedeutung gelangt ist, auf englische Einflüsse zurück, weniger auf einzelne Dichter, als auf den ganzen neuen Geist, der in den Gedichten wie in den Gemälden und Kunstgegenständen seinen neuen Ausdruck suchte und fand. Die belgischen Poeten sehen die Welt mit den Augen der kongenialen Maler an, so daß die Grenzen von Dichtkunst und Malerei ineinander verschwimmen. Verlangte Rossetti, daß jedes Bild ein gemaltes Gedicht sei, so kann man von ihnen sagen, daß sie Gemälde in Versen schreiben, eine Tendenz, die jener der „Mähler“ im Beginne des 18. Jahrhunderts, gegen die Lessings „Laokoön“ vernichtend vorging, verwandt ist.

Ihr Vorläufer, der zugleich die Eigenarten ihrer aller keimartig in sich vereint, ist Paul Verlaaine,

der ja seinem Namen und seiner Abstammung nach Blame war. Selbst charakteristische Einzelheiten, wie die Vorliebe für Assonanzen und Binnenreime, finden wir bei ihnen wieder, ohne daß man dabei von Nachahmung sprechen kann. Ueberhaupt wird, wer die ganze Kunstlyrik des 19. Jahrhunderts überblickt, den Belgiern hohe Selbständigkeit zuerkennen müssen. Daß mag vielleicht daher kommen, daß sie ihr germanisches Empfinden in einer romanischen Sprache ausdrücken, wodurch ihre Gedichte den gallisch-französischen gegenüber origineller erscheinen, als sie vielleicht in einer germanischen Sprache wären. Dasselbe kann man an Rossetti's berühmter Sonettenfolge „The House of Life“*) beobachten, auch Chamisso's Gedichte sind dafür ein Beispiel. Dieser Kontrast zwischen Inhalt und Ausdruck zeigt sich schon in der Form: die Belgier ziehen den silbenmessenden Metren der Franzosen den germanischen vers libre vor, der keine Gesetze kennt, als die des Wohltautes. Der Reim, der im Französischen hauptsächlich dem Auge wohlgefallen soll, hat sich bei ihnen von diesem Buchstabenzwang befreit und ist nur für das Ohr bestimmt, was ebenfalls germanisch ist; so reimen die Belgier voient und moi, sandales und mal, wozu sich ein Schüler Boileaus niemals entschließen könnte. Das einst so geschmeidige Französisch hat unter dem Pseudoklassizismus viel von seiner Schönheit eingebüßt, die Klamen, die in der Geschichte der Musik eine so große Rolle spielen, haben es mit Musik erfüllt, musikalisch besetzt, zugleich auch seinen mäßigen Wortschatz um manche Worte und Wendungen bereichert, die nun der belgisch-französischen Litteratur auch ihr besonderes sprachliches Gepräge verleihen.

Die modernen belgischen Dichter gruppieren sich um die vornehme Zeitschrift „La jeune Belgique“. Ihre Gründer waren Georges Gekhoud, Zwan Gilkin, der frühverstorbene Max Waller (1860—1889) und Albert Giraud; seit 1890 wird sie von dem feinsinnigen, griechenfreundigen Valère Gille (geboren 1867 zu Brüssel) geleitet. Sie steht, wie jetzt die belgische Litteratur überhaupt, im Zeichen des Symbolismus. Ihm ging auch hier der Naturalismus voraus, dem Gekhoud, Verhaeren, Gilkin und Giraud selbst noch angehörten. Sie verleugnen ihre Vergangenheit keineswegs, am wenigsten Gekhoud und Giraud.

Georges Gekhoud, der bedeutende Bauernnovellist**) (geboren 1854 zu Antwerpen), kennt nichts Unausprechliches in seinen Versen, aber er bleibt immer natürlich. Er ist vielleicht der frischeste der flämischen Dichter, gewiß derjenige, der dem Leben, wie es ist, am nächsten steht. Gekhoud wirkt gegenwärtig als Professor der Litteratur an der neuen

Universität zu Brüssel, an der Emile Verhaeren (geboren 1855 zu St. Amand-sur-Escaut) die Rechte doziert. Verhaeren ist der eigenartigste Dichtertopf Jungbelgiens. Seine ersten Werke „Les Flamandes“, „Les Débâcles“, „Les Flambeaux noirs“ und andre stehen noch ganz im Banne des schweren flämischen Naturalismus; es sind Nachteffekte, Stimmungen überreizter Seelen, erschöpfter Nerven, in ihren reinlyrischen Partien ebenso düster wie gewaltig. Aber immer mehr rang sich Verhaeren zur lichteren Schönheitsfreude durch; rasch folgten einander „Les Campagnes hallucinées“, „Les Villages illusoires“, „Les Villes tentaculaires“ und „Les Heures claires“, die nun mit den erstgenannten und andern in drei Bänden vereinigt vorliegen und in ihrer Gesamtheit zu dem Großartigsten, Berausendsten gehören, was in französischer Sprache geschaffen worden ist. Verhaerens „freie Verse“ haben die Macht der Rhapsodien Whitmans, sie fluten an unserm Ohr vorüber, wie ein Strom, der Gold in seinen dunkeln Tiefen und Sonnenblitze auf seiner Spiegelfläche dahinträgt.

Albert Giraud (geboren 1860 zu Löwen) liebt das Krankhafte, namentlich auf sexuellem Gebiete; seine Gedichte sind vielfach bizarr und dabei in korrekten Versen geschrieben, wie um dadurch schon zu bezeugen, daß Giraud wie seinem Namen so auch seinem Wesen nach nicht zu den flämischen Dichtern Belgiens gehört. Auch Zwan Gilkin (geboren 1858 zu Brüssel) wandelte erst auf Seitenpfaden; aber seinem starken Buche „La Damnation de l'Artiste“ (1890) folgten die „Stances dorées“ (1893) und „La Nuit“ (1897). Gilkins „Hymne an den Satan“ hält einen Vergleich mit Carduccis gleichnamiger Dichtung aus, sein „Tedeum des Armen“ ist ein wilder Schmerzensschrei der Enterbten und dennoch Kunst in jeder Zeile.

Fern dem Getreibe der Massen stehen Emile van Arenberg (geboren 1854 zu Löwen) und Georges Rodenbach (1859—1898). Rodenbach trat schon mit zwanzig Jahren als Dichter auf und ließ von da an alle zwei bis drei Jahre einen Band Lyrik erscheinen. Es ist nichts Titanisches in seinen Werken, aber alle seine Gedichte sind „elegant“, um ein Epitheton aus einem seiner Büchertitel zu wählen, fast durchsichtig wie Brüsseler Spitzen. Emile van Arenberg ist ein Meister des Sonettes, der belgische Heredia, doch stimmungreicher als der nur zu dekorative Halbfranzose.

Die charakteristischsten Vertreter der modernen belgischen Litteratur sind neben Verhaeren Charles van Lerberghe (geboren 1861 zu Gent) und Maurice Maeterlinck (geboren 1862 ebenda). Sie sind Doppeltgänger. Van Lerberghe sandte sein kleines Drama „Les Fleureurs“ an Maeterlinck, und dieser sand in ihm die Form für seine eignen Träume und dichtete nun „La Princesse Maleine“, „Les Aveugles“, „Les sept Princesses“ und die andern, die in ihrer Heimat, in England und teilweise auch in Deutschland viele Bewunderer gefunden haben. Sie erinnern mich

*) In's Deutsche übertragen von Otto Haujer (Leipzig 1900, G. Diederichs). — Vergl. Jahrgang 1900, S. 719 f.

D. N.

**) Sein flämischer Sittenvoman „Rees Doorik“ ist deutsch im Jahrgang 1892 unserer Zeitschrift (Heft 22—24) und darauf auch als Buch (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen. D. N.

freiz an die ersten golddurchleuchteten Aquarelle Rossettis und an die mittelalterlichen Bilder von Burne-Jones, die nur schön sind, nichts mehr. Die Gedichte von Charles van Lerberghe hingegen möchte ich den blassen Cartons Nivis de Chabannes' vergleichen; auch sie sind nur schön, aber fast entkörperlicht. Maeterlinck läßt seine Gestalten sprechen und handeln, van Lerberghe sieht sie und malt sie in Worten. Seine Träume treten sichtbar vor ihn, seine Empfindung wird zu Bildern. In beiden wirkt die plastische Kraft, deren sich nach langer Zeit zuerst wieder die Präraffaeliten bewußt waren, über die man das 25. Kapitel der *Vita nuova* nachlesen muß. Solche Gedichte verlangen aber, daß man sich nicht allein an den Worten des Dichters beirauscht, sondern sie wieder in Vorstellungen umsetzt; vermag man dies nicht zu thun, so bleiben die Verse ein Abstrakadabra. Dies gilt namentlich von Maeterlincks Lyrik, die denn auch Literaturhistorikern von Fach höchst unverständlich bleibt, weil sie sich an poetische Seelen und nicht an Fachmenschen wendet. Maeterlinck nennt seine Gedichte „Les Serres chaudes“ (1889), vielleicht mit Bezug auf Richard Wagners „Im Treibhaus“, der „Studie zu Tristan und Isolde“ in den „fünf Gedichten“, deren müde Accorde auch ihre Worte begleiten könnten; ja sie selbst sind im Original reine Musik.

Fast nur Musik sind die Verse von Max Elskamp (geboren 1862 zu Antwerpen). Er ist neben Huysmans und Verhaeren der bedeutendste Vertreter der katholischen Richtung in Belgien, darin ein Nachfolger Verlaines, der von sich bekannte: „Ich bin Katholik — aber Katholik des Mittelalters“ und damit die ganze Richtung charakterisierte. Huysmans und Verhaeren lassen ihre Helden in Rom landen, oder vielmehr stranden, Elskamp dichtet wie Verlaine, als Gläubiger; doch fehlt ihm die persönliche Gefühlsinnigkeit des unglücklich-glücklichen Dichters von „Sagesse“ und „Bonheur“. Seine „drapaux papaux“ — eine für Elskamps musikalische Art bezeichnende Wortverbindung — scheint ihm, wie so vielen andern, die Mode in die Hand gedrückt zu haben.

Von den jüngeren Dichtern sind auch noch einige als beachtenswerte Talente zu nennen: André Fontainas (geboren 1866 zu Brüssel), Albert Model (geboren 1866 zu Lüttich), Fernand Severin (geboren 1867 zu Grand-Manil), Paul Gérardy (geboren 1870 zu St. Veith in Rheinpreußen), Georges Marlow (geboren 1872 zu Mecheln) und Georges Rency (geboren 1875 zu Brüssel). — ein Stab von feinen Geistern, durch den der belgischen Litteratur eine schöne und reiche Zukunft gesichert ist.

♦♦♦♦♦

Tolstoj, der . . . Antichrist. Im Auslande glaubt man gemeinhin, daß Graf Leo Tolstoj das ganze geistige und freie Rußland hinter sich habe und nur von den offiziellen und hochkirchlichen Kreisen beanstandet werde. Man stellt sich die Sache

gewöhnlich so vor, daß die gesamte Elite des Geistes in Rußland, die unabhängig und selbständig Denkenden unter den Gebildeten in dem gefeierten Dichter der „Kreuzersonate“ und der „Auferstehung“ ihren Führer zu dem Ideal eines neuen Lebens verehren, mit dessen Grundideen sie wenigstens in der Hauptsache und theoretisch einverstanden sind, wenn sie auch gegen den Versuch einer praktischen Verwirklichung derselben, einer Umgestaltung des Staats- und Privatlebens in ihrem Sinne gar manche Bedenken zu erheben hätten. Indessen, abgesehen von den noch immer zahlreichen Anhängern des Panflawismus, seien seine Gegner, meint man, nur in den Kreisen des höheren Beamtentums, des Militärs und der „Reichen“ im allgemeinen zu suchen, kurz in den Kreisen derer, die die Zügel des Staats und der gesellschaftlichen Ordnung in Händen halten.

Indessen ist dem keineswegs so. Zu den bestigsten Gegnern Tolstoj's und den unermüdeten Bekämpfern seiner Lehre gehörte der vor mehreren Monaten verstorbene geniale russische Kritiker und Geschichtsphilosoph Wladimir Sergejewitsch Solowjew, der vor etwa zwei Jahren selbstamerweise zusammen mit Tolstoj zum Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaft ernannt worden war. Die Gegnerschaft dieser beiden Männer war um so merkwürdiger, als beide Persönlichkeiten eine Menge gemeinsamer psychologischer Grundzüge aufwiesen. Solowjew war wie Tolstoj eine tiefreligiöse Natur, wies ebenso wie er einen starken Hang zur Mystik und Schwärmerei auf, war gleich ihm von einer reinen und hehren Menschenliebe beseelt, die alles, was nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, umfaßte. Alle, die Solowjew im Leben nahe standen, bewunderten die keusche Keinheit seines Gemüths und seine große und tiefe Herzensgüte, die etwas unaussprechlich Seelenvolles und Zartes hatte. Solowjew besaß eine gründliche Bildung von erstaunlichem Umfange auf allen Gebieten des menschlichen Wissens. Vermöge seiner scharfen Logik, seines glänzenden Stils und seiner großen Gabe zu analysieren, galt er in Rußland als einer der einflußreichsten und gefürchtetsten Kritiker. Ein Feind jeglicher nationalen Engherzigkeit und jedes antihumanistischen Strebens, war er es, der den Panflawismus in Rußland wissenschaftlich vernichtet hat. Um sich die volle geistige Unabhängigkeit zu wahren, entsagte er seinem Lehramt und lebte fortan in großer Dürftigkeit von den Erträgnissen seiner literarischen Arbeiten. Und dieser Mann war es, der Tolstoj als den Antichrist hinstellte und seine Lehre mit allen Mitteln des Geistes bekämpfte. Solowjews Religiosität blieb innerhalb der Grenzen der Kirche, er träumte von einer Vereinigung der drei großen christlichen Hauptkirchen, und zunächst lagen ihm die überirdischen Schicksale der Menschheit am Herzen. Daher entsprang sein Antagonismus gegen Tolstoj, dem alles Kirchliche und Dogmatische zuwider ist, und der, wie Solowjew sagt, davon träumt, ein Paradies auf Erden herzustellen. Seine Ideen hierüber hat Solowjew in der kurz vor seinem Tode